



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Folgen der Novelle

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Auch die Teuerung wird wahrscheinlich wie andre Übelstände zu rechtfertigen sein, immerhin dient sie wenigstens in den Augen der meisten Gäste nicht zur Empfehlung des Ortes.

Im allgemeinen wird man nach der gegenwärtigen Lage der Dinge sagen dürfen: Abbazia ist ein sehr angenehmer Aufenthalt für Gesunde, die ausspannen wollen, Luftveränderung und einen Frühlingssvoranschub suchen, sich weder vor dem „Krazeln“ noch vor der Berührung mit dem (neuestens) „Gigerl“ getauften Wiener Pflastertreter scheuen und eine wohlgepackte Geldtasche mitbringen.



## Die folgen der Novelle



ollte nicht ein Teil der Berrücktheit, an der unsre modernen Belletristen leiden, mit dem rein Außerlichen ihrer Kunstform zusammenhängen? Wie kann es nur zugehen, daß z. B. — um höflicherweise ein ausländisches Beispiel zu nehmen, das mir in diesen Tagen in die Hände kam — die sonnendurchglänzte Wahrheit und Natürlichkeit der ersten Novellen Björnsons der dumpfen Berrücktheit seiner neuen Schriften gewichen ist? Die verwunderliche Thatsache, daß unsre modernen Dichter zum großen Teil unter den Bann des Materialismus — sie nennen es euphemistisch Naturalismus — geraten sind und den Nachtrab dieses doch jetzt wenigstens in Deutschland wieder einmal philosophisch und praktisch abgethanen impotenten Zwitteres von Unzufriedenheit und Hochmut bilden, erklärt die seltsamen Gerichte, die uns aufgetischt werden, nicht ganz; die, welche auf den Bänken der modernen Dichterschule sitzen — es giebt nur eine, die man „modern“ zu nennen hat, und sie ist international — haben sich unter einander angesteckt mit Materialismus, wie die Kinder mit Masern; so etwas kommt immer vor, wenn es auch erstaunlich ist, daß selbst scheinbar ganz gesunde Naturen, wie z. B. Björnson, sich so anfällig erweisen und nicht mehr die Kraft finden, sich aus dem Sumpf herauszuhelfen, in den sie geraten sind; sie müssen sich doch bewußt sein, daß es Schlamm ist, worin sie rühren. Mögen sie aber immerhin Materialisten sein; der Materialismus ist eine Weltanschauung, und wenn er auch eine ärmliche und schwache ist, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß er einem beschränkten Gemüthe Befriedigung gewähren kann, wie es denn auch vergnügte Materialisten zu alten Zeiten gegeben hat, namentlich wo man sich nicht den Kopf mit der Weltanschauung zerbrach. Die Trübseligkeit und Unnatur im Angesicht der modernen Muse oder der Muse „der Moderne“ (subst. fem.)

hat nicht allein im Materialismus ihren Grund und braucht ihn nicht darin zu haben; ich kenne Menschen genug, die praktisch ganz Materialisten sind und dennoch die heitersten und liebenswürdigsten Kunstwerke leisten; sie sind aber dann theoretisch gar keine Materialisten, sind eben ganz ohne zu denken, und weil sie nicht denken, außer an ihr Handwerk — wie die und die Farben auf der Leinwand sitzen sollen, und allenfalls noch wo es heute Leberknödel giebt. Die hier und anderswo mit persönlichem Materialismus verbundene Trostlosigkeit muß zwillingeweise aus einer andern Wurzel mit ihm zusammen erwachsen sein, und diese Wurzel ist auch oft sehr leicht erkenntlich; sie zeigt sich in den Stoffen, die die Herren für ihre Kunstwerke wählen. Aber das ist auch bloß bei dem und jenem der Fall. Selbst verrückt sind die Herren nicht immer, obgleich man sie alle dafür halten möchte; sie sollen sich ja sonst ganz normal geberden und im Übrigen ganz praktische Leute sein. Gescheidt und begabt, d. h. mit guten Augen und Darstellungsvermögen versehen sind sie auch. Woher kommt also die Unnatur und Trostlosigkeit aller ihrer Geschöpfe, die als Folge von Geisteskrankheit bei ihren Erzeugern eben nur dann angenommen werden könnte, wenn man wüßte oder vermuten könnte, sie hätten sich die Vernunft durch zu weit gehenden praktischen Materialismus wegamüßirt?

Es ist nicht der Materialismus als solcher, der dem ganzen Trüdel das fatale Aussehen giebt, sondern die Unnatur, an der diese Produkte leiden; der Materialismus müßte ja gerade sehr natürlich sein, denn er beschäftigt sich mit der natürlichen Seite der Natur und hat somit im Prinzip nichts Verworfenes an sich, auch wenn ihm die nötige Ergänzung des Geistigen fehlt. Aber ein Materialist darf deshalb doch geistreich sein und heiter dazu. Das zeigen die Griechen, die sogar die Personifikation des Materiellen, die Zentauren und Faune, in ihren Gebilden adelten, und die, wenn sie schon Materialisten in ihrer Lebensauffassung gewesen sein mögen, ihr Leben schön und heiter auszuleben wußten. Den muffigen Ausdruck haben unsre Modernen daher, daß sie ihr Leben nicht schön auszuleben verstehen; sie sind unzufrieden, selbstquälerisch, und weil sie der Geist nicht mehr erleuchten will, deshalb leugnen sie den Geist. Und sie bauen sich eine Welt aus Dreck, ohne Geist, und weil ihnen das Gefühl für das Schöne abhanden gekommen ist, bringen sie ihren Dreck nicht einmal mehr in schöne Form. Und weil sie weder die Schönheit mehr sehen in der Natur, noch den Geist, der in ihr waltet, deshalb sind auch ihre Erzeugnisse die reine Unnatur und Unwahrheit, auch wenn sie sich den schönen Namen Naturalisten beilegen. Das ist aber die innere Seite der Sache, während meine Frage dahin ging, ob nicht ein Teil dieser Zämmlichkeiten auch mit der ganz äußerlichen Form zusammenhängen möchte, in die sie ihre Stoffe gießen.

Die ältern Realisten oder Naturalisten — es sind ja nur verschiedene Namen für dasselbe Ding, nur daß der Name darin einen feinen Unterschied

machen könnte, daß unsre modernen Naturalisten sich durch größere Rohheit gegen die älteren „Realisten“ auszeichnen, auch wenn sie in ganz feinen Formen auftreten — also die ältern Realisten schrieben Romane und sie zeichneten nach dem Leben. Das waren breit angelegte Erzählungen, sie führten oft durch das ganze Leben der Helden, bis deren Schiffelein nach den Kämpfen der Jugend in die breite Alltäglichkeit einsegeln konnte, sofern es nicht tragisch strandete, womit die Romantik zu einem guten oder bösen Ende kam; die Romanfiguren mußten sich satt auswachsen, und das mußte natürlich zugehen. Eine falsch angelegte Zeichnung mußte zu falschen Konsequenzen führen, die das Werk hätten scheitern lassen müssen, natürlich auch manches haben scheitern lassen. So war man schon durch die breite Anlage genötigt, sich seine Charaktere richtig und konsequent entwickeln zu lassen; auch wo eine Figur nicht unmittelbar nach dem Leben gezeichnet wurde, mußte sie lebenswahr erscheinen. Das ist selbstverständlich das Erfordernis jedes guten Romans, und wird auch heute von jedem angestrebt, der einen Roman schreibt, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht oft genug dagegen gesündigt würde.

Aber die Modiform ist nicht mehr der Roman, sondern die Novelle. „Einbänder“ heißt die Parole beim Romanverleger, weil es der Sortimentier will, weil es von dem das Publikum verlangt. „Noch kürzer“ heißt sie bei den Zeitschriften, die ihr Feuilleton haben müssen, worin sie die Erzählungen nur brockenweise bringen können; das ist aber eine Geschmacklosigkeit, heißt es; ein Kunstwerk in tausend Fetzen zerreißen ist Barbarei. Das Publikum sagt es ja selbst, also muß das Kunstwerk kurz sein, denn das Kunstwerk will in das Feuilleton, weil es hier gut bezahlt wird, also müssen die Schriftsteller sich dem anpassen; ob sie ihr Talent auf Kleinigkeiten anweist oder breite Form verlangt, das ist einerlei; wer Geld verdienen will, muß dem Marktbedürfnis gerecht werden, und wenn er sich nicht in die letzte und allerhöchste, allermodernste Kunstform der short story zwingen kann, so soll er sich wenigstens in die Novelle bequemen. Die ist also das Mittelmaß, das gebraucht wird. Nun denke man sich die armen Dichter. Die Novelle soll einen rasch verlaufenden dramatischen Aufbau haben. Mit Charakterentwicklung kann nicht viel Federlesens gemacht werden; alle Figuren müssen mit beiden Beinen in eine Situation springen, die unverzüglich zu dem guten oder schlechten Ende führt, das man sich vornimmt; alle müssen fix und fertig dastehen, denn eine Vergangenheit giebt es nicht. Wie die Zukunft wird, dafür braucht der Schriftsteller nicht zu sorgen, das ist ja überhaupt nicht seine Sache; er muß sehen, wie er Ihm und Ihr glücklich über die Hindernisse weghilft, die er ihnen mühselig in den Weg zum Altar gebaut hat, wenn er nicht mit Konrad-Ferdinandischer Blutgier ihnen ein ach! zu frühes Ende bereitet — nur komprimierte Gegenwart; alle, die auftreten in dem Kunstwerk, müssen im Augenblick auf das gefaßt sein, was geschehen soll, und müssen vorher nur für diesen Augen-

blick gelebt haben. Sa, das mache einer! Etliche können es, aber jeder? Und doch wird es verlangt.

Und nun kommt denn auch das Verhängnis. Nun gebiert der Dichter diese Gliederpuppen, die Kopf, Arme und Beine nur immer so halten und stellen, wie er sie ihnen gedreht hat. Eine Vergangenheit haben sie nicht, sie haben nur den einen Gedanken und die eine Geberde, die für den Knoten der Novelle gedreht sind; sie haben gar nicht gelebt, sie leben nur, d. h. nein, sie leben nicht, sie bewegen sich nur mit ihrem puppenhaften Ausdruck an dem Drahte, den der Autor in der Hand hält; die Novelle wird nicht durch sie, sondern sie sind für die Novelle da. Diese kann nur zustande kommen, wenn dem Programm gemäß gedacht, gehandelt und gesprochen wird; alles das kann aber nur der Autor thun, denn das Programm quetscht die Handlung so unnatürlich zusammen, daß kein natürlicher Mensch zu ihm verwandt werden kann. Die Figuren sagen und thun deshalb nie das, was natürlich ist und was ein lebendiger Mensch in der gegebenen Situation thun und denken würde, sondern stets das, was in die „Stimmung,“ die das Ganze haben soll, und in der vorzüglich die Kunst des Autors besteht, hineinpafzt, auf den Effekt des Ganzen abgestimmt ist. Dabei reden natürlich — das geht zur Zeit durch viele weibliche und männliche Novellen, „Bildung macht fein“ — alle diese Figuren über Bücher und zitiren haufenweis, immer aus Büchern, die der Autor gelesen hat. Alle die Damen kennen alle die Bücher, die keine Dame liest, und die gewöhnlich auch alle Herren nicht gelesen haben. Diese Litteraturkenntnis ist, ganz im Widerspruch zu den Nachrichten der jeuzendenden Sortimentier über die Lese- und Kaufunlust allen Publikums — nicht nur des verächtlichen „großen“ —, bei den Novellen-Herren und -Damen eine ganz merkwürdig ausgebreitete. Doch das ist nur etwas Nebensächliches, es ist mir aber aufgefallen, weil gewöhnlich in diesen Novellen das Nebensächliche das Hauptsächliche zu sein pflegt. Das quod erat demonstrandum ist, daß der Knalleffekt, der mit der kurzen Form verbunden sein muß — denn z. B. schnörkelhafter Raabischer Humor, der häufig das bekannte Rezept für Kanonen praktisch ausführt, ist (obgleich man Raabe, da er in der „Seztzeit“ schreibt, eigentlich auch zu den Modernen und Naturalisten rechnen sollte, in der That ist doch auch sein Manierismus gerade so natürlich, wie die Menschen maniert sind; darin zeigt sich das wahre Kind der Zeit) doch eben darum nur noch für eine kleine Gemeinde verdaulich, die kaum zu den Gebildeten gerechnet werden kann —, also daß der Knalleffekt, den der wahrhaft Gebildete und die Zeitungsredaktion verlangen und der Dichter sich abstimmen muß — man könnte die ganze einschlägige Litteratur eine Prozkastelitteratur oder -Lyrik nennen — ganz natürlich die unnatürlichsten Handlungen und Personen im Gefolge hat, die sich infolge ihrer Unnatürlichkeit natürlich auch mit der Wehmut des Schopenhauer vulgig-vagus behaften, d. h. der unschuldige Autor thut es.

In der Novelle, die den Anlaß zu dieser Betrachtung gegeben hat, „Staub,“ von Björnson, die in einer der neuen Zeitschriften steht, „Neuer Kosmos,“ der wohl kein langes Dasein beschieden sein wird — oder gerade; bei unserm un-  
 disziplinierten Publikum weiß man nie, wie man phrophezeien soll, — in dieser  
 Novelle beschreibt zunächst Björnson nicht gerade sehr plastisch — aber das  
 mag zum Teil Schuld der Übersetzung sein — seine Fahrt von der Stadt  
 aufs Land durch den Schnee zum Schauplatz der Novelle, die nun passiren  
 wird. Er ergeht sich des breitem über die Winterlandschaft und den Schnee,  
 aber es gelingt ihm nicht, mit dem üblichen Mittel, das er früher sehr  
 gut beherrschte, die „Stimmung“ zu schaffen. Auch nicht mit der Phrase, die  
 dann zur Novelle selbst überleitet, „der Anblick der Natur wirkt ein auf unsre  
 Vorstellung von dem, was uns begegnet. Was mußte das wohl Feines und  
 Weißes sein, was ich hier erleben sollte?“ „Weiß gekleidet war „Sie“ freilich  
 nicht, als ich sie zuletzt sah, die Lichtlockige, die ich nun wiedersehen sollte.“  
 Mit diesem eleganten Salto schwingt er sich in die Novelle. Sie trug sich  
 nämlich immer blau — es war vor neun Jahren, daß er sie zum letztenmale  
 und, soviel ersichtlich ist, auch zum erstenmale gesehen hatte, auf ihrer Hoch-  
 zeitsreise — nicht ein einzigesmal weiß, das würde sie gewiß auch nicht ge-  
 kleidet haben, sagt die Übersetzerin. Gott, wie blau! möchte man auch bei  
 allem ausrufen, was sie thut und sagt. Sie ist also nicht das „feine Weiße,“  
 und dies kommt auch später überhaupt nicht; es handelt sich, wie die Über-  
 schrift sagt, um Staub, der freilich fortwährend mit dem Stimmungs-  
 schnee zusammengerührt wird, wobei schließlich nur ein trübseliges Grau herauskommt.  
 Zunächst ist „Sie“ auch nicht zu sehen; niemand ist auf dem Gutshofe, niemand  
 in dem Zimmer, in das er tritt, aber er hört singen, eine Frauen- und zwei  
 Kinderstimmen — ein Sterbelied. Er tritt in das Zimmer, aus dem der  
 Gesang tönt, und sieht sich einer Frau, die eine leibhaftige Madonna Carlo  
 Dolcis zu sein scheint, und den beiden Kindern des Hauses gegenüber, von denen  
 der eine offenbar nach dem Vater „geschlagen“ ist, der andre — „etwas vor-  
 gebeugt, weil der Hals nicht ganz gerade von den Schultern aufstieg. Zufolge  
 dessen hält er den Kopf etwas zurückgebogen, um das Gleichgewicht zu halten,  
 und wiederum als Folge dessen war der Mund halb offen u. s. w.“ (wie unsre  
 Naturalisten außerordentlich fein zeichnen!) — das Ebenbild der Mutter. Die  
 Madonna ist aber nicht „Sie,“ sondern die Gesellschafterin, die ihn mit den  
 Knaben nach einigen Worten allein läßt. „Er,“ Herr Aklung, ist in der Fabrik  
 und wird in einer Stunde zurückkommen, Sie bei einem sterbenden Tagelöhner. Die  
 Kinder unterhalten ihn jetzt, wie es Kinder thun, erzählen unter anderm, daß ihr  
 kleiner Freund Hans in ein Loch im Eise des Teiches geraten und ertrunken sei,  
 und nun bei Gott und ein Engel sei und Flügel habe; daß nun auch dessen  
 Vater zu Gott wolle — es ist der sterbende Tagelöhner —, und die Kinder be-  
 dauern, daß sie nicht mit der Mutter haben zu ihm gehen und sehen dürfen, wie

er Flügel bekommt. Dabei kommt zu Tage, daß den beiden Knaben der ganz verwerfliche Aberglaube beigebracht worden ist, daß Kinder Schutzengel haben, und daß die Welt dort droben im Paradiese bei Gott viel schöner sei, als dieses irdische Zammerthal. Solchen haarsträubenden Blödsinn haben sie von der Madonna, Stina genannt, gelernt. Und das ist der „Staub“ der Überschrift. Die Knaben gehen. Björnson sieht sich die Bücher an, die auf den Regalen stehen, und findet, daß „Bain und dessen englische Freunde“ im Hause gelesen werden. Das stimmt mit dem überein, was er von Aklung gehört hat. Hinter Bain und dessen englischen Freunden stehen andre Bücher, die nicht mehr gelesen werden und voll Staub liegen. Es sind offenbar die, die der Menschheit in diesen bald neunzehn Jahrhunderten Seele und Kopf verstaubt haben.

Endlich auf der sechsten von den vierundzwanzig Seiten kommt „Sie“ mit ihrem eigentümlichen Gang — „einer gewissen Ungelenkigkeit in den Knien (während ihr Gatte einen schlendernden Gang mit stark auswärts gesetzten Füßen hat) —, aber in dieser Art zu gehen kommt sie ihm rasch entgegen und nimmt eine seiner beiden Hände in ihre beiden und sieht ihm solange in die Augen, bis sich die ihrigen mit Thränen füllen.“ Sa, das Genie blendet! „Nein, unglücklich konnte sie nicht sein, sie war noch ganz und gar dieselbe.“ Sie war sogar augenscheinlich froh. Nun unterhält man sich. „Glauben Sie an Unsterblichkeit,“ fragt sie, „als ob dies“ — es fällt sogar Björnson auf — „die natürlichste Sache der Welt sei.“ Aber es ist nicht so unnatürlich, sie kommt ja von einem Sterbebette. Björnson fragt dagegen, ob ihr Mann, Aklung, daran glaube. Nein, „nicht an die der Individualität.“ Früher habe er es gethan; sie sprächen nicht mehr davon. Er habe sich verändert. Sie tippt beim Sprechen immer mit dem Finger an die Lippen. Björnson macht sanfte Vorwürfe über den Unsinn, den man den Kindern beigebracht habe; dadurch zerstöre man die Wirklichkeit für sie, auf diese Weise bekämen die Kinder nicht den richtigen Blick fürs Leben u. s. w. Im Verlauf des Gesprächs ist herausgekommen, daß die Kinder überhaupt gar nicht erzogen werden, keinen andern Unterricht haben, als den Stinas durch dergleichen Tratsch. „Nun das wird später unsre Sorge sein,“ sagt sie. „Später, wenn erst all dieser »Staub« sich auf die Seele gelegt hat?“ fragt Björnson. Nun wird über Staub gesprochen. Ihr ist er zu allen Zeiten eine Dual gewesen; sie hat ihn gehaßt und ist davor geflohen, konnte ihn aber nie los werden. „Es ist doch merkwürdig,“ sagt sie endlich, „daß auch Sie mir mit diesem Staub kommen mußten.“ Sa, sie weiß eben nicht, daß Björnson eine Novelle schreibt. Dieser glaubt sie beleidigt zu haben. „Wie können Sie denken, wer neun Jahre mit Albert zusammengelebt hat,“ sagt sie mit der ruhigsten und unschuldigsten Stimme der Welt, „kann nie mehr beleidigt werden.“ Und dann sagt sie, „wie aus der Ferne“: „Schmetterlingsstaub ist doch schön!“ Hier herrscht ein Geheimnis! Es muß Björnson auffallen. Auf der neunten Seite erscheint nun auch Aklung, der Gatte, und zeigt „in Gesicht, Bewegung und

Haltung die gleichmütige Sicherheit mehrerer Generationen.“ Er faßt beim Plaudern auf- und abschlenkernd allerhand Gegenstände mit der ganzen Hand, spielt damit und wirft sie dann wieder weg; ebenso macht er es mit den Gegenständen, über die er spricht. Es soll gespeist werden, aber die Gatten können sich nicht versagen, die Suppe darüber kalt werden zu lassen, daß sie noch eine Reihe Duette am Klavier singen, ohne Rücksicht auf Björnsons knurrenden Magen. Es wird diesem aber beim Zuhören klar, wie diese beiden sich gefunden haben mußten. Ein völliges Aufgehen in der Stimmung ist ihnen beiden gemeinsam, auch in der Weise, sich gehen zu lassen; „gleich zwei Kindern in einem Bote gaukeln sie nun dahin — ein schlichtes, lässiges, frohes Zusammenklingen u. s. w. Aber es ist keine Schule in ihrem Gesange, keine Energie.“ Das Geheimnis wird immer geheimnisvoller.

Endlich wird geessen. Die Kinder haben dies bereits gethan, für sie haben die Duette zu lange gedauert. Atlung fragt Björnson, ob er die Knaben schon gesehen habe; sie hätten zuviel Phantasie, „sowohl aus der väterlichen wie mütterlichen Descendenz“; spricht davon, was sie aus einem traurigen Vorfall — der Geschichte von dem ertrunkenen Knaben — gemacht hätten, natürlich mit Hilfe Stinas. Es sei unglaublich. Er habe nichts dagegen gesagt, weil es ihn im Grunde amüsirt habe, aber es sei doch sinnloses Zeug. Es werde besser sein, die Jungen auf eine Schule zu schicken, als daß sie hier herumlaufen und allerhand Geschwätz in sich aufnehmen. Björnson fragt, um abzulenken — warum will er ablenken? Geheimnis! — ob Atlung Spencers Abhandlung über Erziehung gelesen habe. Da kommt Leben in Atlung, und er hält eine lange Rede, während deren nicht weiter servirt wird, die Björnson aber nur im Auszuge giebt. Den Schluß bildet die Äußerung seiner festen Absicht, die Knaben, sobald sie groß genug seien, zu einer Dame zu schicken, die eine begeisterte Anhängerin Spencers sei. Seine Frau hört zu, als handle es sich um eine alte Bestimmung.

Nach dem Essen muß Atlung in die Stadt fahren. Während angespannt wird, ist Björnson eine Weile sich selbst überlassen. Er beobachtet die beiden Jungen, wie sie sich höchst unartig betragen, einer Magd schlimme Reden zurufen, so schlimme, daß er es nicht für möglich gehalten hätte. Aber der Vater hat es auch gehört. Im Wegfahren ruft er: Wartet, Jungen, ihr kriegt die Rute, wenn ich heimkomme. Die Jungen stehen eine Weile versteinert und laufen dann weg.

Björnson ist verstimmt über die unartigen Jungen und über das Geheimnis, von dem der Leser immer noch nichts merkt, und will auch fort. Aber er wird von Frau Atlung, die im Wohnzimmer auf einer großen gothischen Bank sitzt, durch die Frage daran verhindert, was er von Spencers Erziehungsmethode halte. Björnson wird ungemütlich und sagt ihr, jedenfalls stimme die Praxis ihres Mannes nicht mit der Spencers überein. „Die Praxis meines

Mannes? Er hat gar keine!" Sie macht versteckte Ausfälle gegen ihren Mann, und Björnson denkt, sie sei nicht die erste Frau, die das thue, und will wieder fort. Aber sie läßt ihn nicht. Jetzt endlich kommt das Geheimnis! Nein, noch nicht! Sie sagt, sie habe in der Regel nie einen großen Wunsch, und bei dem, den sie jetzt habe, treffe es sich günstig, daß gerade Björnson gekommen sei. Er müsse ihr helfen, denn auf ihn würde auch „Er“ hören. Björnson kann nicht anders als ihr zu Willen zu sein. Aber was es ist, erfahren wir immer noch nicht. Sie sprechen über anderes, über Stina, die als blaugrüner Carlo Dolci gespenstisch ab- und zuschwebt, immer mehr Lampen hereinträgt — mehreremal zwei Stück — und es eigentlich mit jeder dunkler im Zimmer macht. „Und nun wollt ihr Männer uns obendrein den Glauben an die Unsterblichkeit nehmen," sagt Frau Aklung, und das „obendrein" ist Björnson nicht klar. Er hat es aber selbst gedichtet. Es ist ihr, als sie heute durch den Park zu dem Sterbenden fuhr, eingefallen, der Schnee, dieser feine weiße „Staub" über den entlaubten Bäumen sei doch das schönste Bild von der Unsterblichkeitshoffnung, die sich auf die Erde senke. Aber Björnson macht ihr klar, daß der Schnee allerdings vom Himmel sinke, aber doch erst von der Erde komme. Sie thut, als höre sie es nicht. Ihr ist es doch wie Poesie der Ewigkeit. Die Stelle ist unverständlich, aber nie ist „Sie" Björnson so schön vorgekommen, als in diesem Augenblicke.

Da kommt unvermutet Aklung schon wieder zurück. Er ist übler Laune und spricht von der Unart der Knaben. Er habe ihnen die Rute versprochen, „doch," fügt er — das Geheimnis! — hinzu, „hier ist etwas anderes als die Rute nötig." Entsetzen liegt über ihr und ihrem Gesicht! „Jetzt will ich's dir sagen" — vernichtend kommt es heraus — „die Jungens sollen morgen schon aus dem Hause!" Da ist es: das Geheimnisvolle, das Gespenst im Hause, das Fürchterliche, der Knotenpunkt der Novelle, der Knalleffekt. Sie sinkt langsam aufs Sopha, ganz langsam u. s. w. „Das Wohl der Jungens ist dir hoffentlich so angelegen, Amalie, daß du dich hineinfindest" u. s. w. „Aber er tödtet sie ja," denkt Björnson, „wenn er fortfährt! Hat er denn keine Augen für sie?" Es ist eine höchst tragische Situation — Schnee, Staub, Unsterblichkeit, ungezogene Jungen, eine gespenstische Stütze der Hausfrau, mindestens acht Lampen und alles dunkel! — Die Katastrophe naht! Stina tritt ein. „Was giebt's, Stina?" Sie antwortet nicht sogleich u. s. w. — endlich sagt sie: „Die Knaben." Diese sind nicht zu finden. Im Hause nicht, im Hofe nicht, in der Fabrik nicht, nirgends.

„Der Fischteich!" fährt's Björnson aus dem Munde. Es ist der Blick des Sehers, der sich in der höchsten dramatischen Spannung gewöhnlich bei einer der mithandelnden Figuren einstellt. Fürchterlich!

Wir wollen nicht im einzelnen weiter verfolgen, mit welchen Qualen nun alle Beteiligten in den nächtlichen Park hinausstürzen, Björnson sich

im Stillen sagt, und die andern es wohl auch mit erschreckender Klarheit vor Augen sehen, daß zwei kleine Knaben wohl auf den Einfall kommen könnten, in den Fischteich zu gehen, um dort den lieben Gott zu finden, bei dem es keine Rute giebt; aber Björnson wirft, indem er sich das kalte Wasser vorstellt, den Gedanken als unnatürlich, unmöglich, närrisch von sich. „Wie in aller Welt hatte ich nur so etwas denken oder gar andeuten können?“ Dennoch — es nützt nichts, sich in solchen Stunden Vernunft zu predigen, das Aberglaublichste gewinnt gleichwohl Gewalt über uns. Sie suchen mit Verzweiflung. „Himmlicher Vater, um Jesu willen“ (bis) betet Stina. „Beten Sie mit mir, o beten Sie mit mir!“ „Um was soll ich beten,“ fragt Björnson rauh, „wohl daß die Knaben jetzt sterben mögen, um in den Himmel zu kommen und Engel zu werden?“ Stina starrt ihn entsetzt an. — Es wird sehr lange gesucht; das Loch im Fischteich ist glücklicherweise zugefroren gefunden worden.

Björnson hat Gelegenheit zu noch einem längern Gespräch mit Stina, während sie suchend im Schnee des Parks irren, und dabei wird das Geheimnis weiter erläutert. Frau Atlung's großer, einziger, ganz hysterischer Wunsch war alle diese Jahre, daß die Knaben nie von ihr getrennt werden möchten, sie hat nur um dies gebetet, und Stina hat mit beten müssen. Herr Atlung hat aber damit gedroht, die Kinder irgendwohin in die Schule zu schicken. Wäre dieser Abend nicht gekommen, so hätte er es auch vielleicht ausgeführt! Nun hat aber Gott ihr Gebet erhört. Stina muß fast glauben, daß sie auch ein Werkzeug in seiner Hand gewesen ist. Wenn die Knaben jetzt gefunden werden — natürlich müssen sie krank werden; Vater und Mutter werden am Krankenbett sitzen müssen, und dann, „o dann schicken sie die Knaben nie fort! Hoch gelobt sei Gott um Jesu willen!“ —

So kommt es auch. Die Knaben werden endlich halb erfroren unter einem schützenden Baume gefunden, nachdem sich Björnson gegen Stina des weitern belehrend über den Unfug des Unsterblichkeitsglaubens ausgelassen hat, wobei das unverständliche Beispiel des Schnees weiter herhalten muß; dieses Glaubens, der viele tausend Jahre alt, weit älter als das Christentum sei, und an den wir uns noch immer nicht gewöhnt hätten (weil er eben „Staub“ ist), und der dabei doch kleine Kinder veranlassen könnte, in die Winter- nacht hinauszulaufen, um Engel zu werden &c. Also die Knaben werden gefunden — es ist sehr rührend geschildert —, werden krank, von Fortschicken ist keine Rede mehr, und alles wäre gut, wenn nicht — Frau Atlung sich beim Suchen nasse Füße geholt hätte und nun auch sterbenskrank geworden wäre. Die bösen Folgen des Unsterblichkeitsglaubens kommen doch noch! Björnson kann sie uns nicht schenken. Frau Atlung bildet sich ein, die Kinder stürben, sie selber sterbe auch, und das sei nun die Folge ihres wahnsinnigen Gebets zu Gott, sie trotz der so nötigen Erziehung nach Spencers Methode nie von ihr zu trennen, daß sie nun mit ihnen im Tode vereint werden

solle. Das hat sie nicht gewollt! Nun zieht sie die Kinder mit sich und reißt sie vom Herzen des Vaters! Dieser Gedanke quält sie zu Tode. Sie stirbt, die Jungen werden aber gesund. Nun hat sie den Schaden allein! Hätte sie nicht an diese Verrücktheit geglaubt, könnte sie heute noch leben!

„Und hätte es nicht Mittel und Wege gegeben, dies zu verhindern?“ fragt sich Herr Atlung. O ja, würde ihm Herr Björnson antworten können, die hätten sogar sehr nahe gelegen — er sagt es sogar! —, alles war ganz unnötig! Aber wie wäre dann meine Novelle zustande gekommen, würde er hinzu setzen müssen, wenn ihr Leute so gehandelt und euch gegen einander so ausgesprochen hätten, wie es in der ganz gemeinen alltäglichen Welt zu geschehen pflegt?

„Wärmegrade in der Luft. Drohend frisch rauscht der Fjord gegen den schmelzenden Schnee“ — „Staub“ schmilzt nicht, also Schnee —, mit dieser ebenso geistreichen wie unverständlichen, aber stimmungsvollen Phrase schließt die Geschichte ab. Vorher hat aber Björnson noch eine Pause in der Geschichte benutzt, um weitere Betrachtungen über den Staub anzustellen, der sich über die Völker im Laufe der Jahrtausende gelegt hat, wie der Schnee auf den Wald, sodasß sie sich nun unter einander morden müssen, aber auch den hoffnungsvollen Blick in eine Zeit hinaus zu senden, wo „Generationen nach Generationen“ diesen Staub wieder immer mehr von sich abgeschüttelt haben werden.

Das ist die moderne Novelle! Così fan tutti und tutte. Pathos, Unnatur, Richtigkeit des Vorwurfs, titanenhafter Aufputz, der Titane Autor Hauptperson. Und doch ist diese Sorte von Novellen eigentlich noch ganz harmlos; sie ist doch sehr moralisch, das kann man nicht läugnen. Und sie zeigt außerdem einen großen Fortschritt in der Wahl der Motive, auf die man zum Glück für die Zukunft der Litteratur verfallen ist, da sie neuen Reiz in sie gebracht hat und sich als ein ganz besonders günstiges Mistbeet für Materialismus und Unnatur erweist, zumal, wenn man sich nicht so viel konventionelle Moral auferlegt wie Björnson hier, die auch wie ein erstickender „Staub“ auf allem ungenirten Schaffen liegen muß.

Es muß ja zuletzt eine Dual für die Dichter geworden sein, mit den alten abgedroschnen und verstaubten Ingredienzien des Romans und der Novelle zu arbeiten, die bisher üblich waren. Wie sollte man immer und immer wieder seine Helden vor den Altar bringen oder zur verzweifelten Liebestragödie, immer wieder dasselbe Thema variiren, immer wieder neue Situationen zu diesem abgenutzten Zweck erfinden? War es denn noch möglich, ein originelles Liebespaar mit originellen Schicksalen und origineller Szenerie auszu-denken? Da kam man auf den hellen Einfall, daß die Zeit nach der Hochzeit am Ende doch auch noch „Motive“ bieten könnte. Sind denn überhaupt die jungen Leute, die noch vor der Verehelichung stehen, die „Welt“? Nein, doch unzweifelhaft wir ältern, die wir auf der Höhe des Lebens stehen. Aber geht

nicht unser Leben nach der Hochzeit, so reich es übrigens auch im Wirken sein mag, in entsetzlich prosaischen und unromantischen — für einen Roman! — Trott, geteilt zwischen Kinder- und Amtsstube, dahin? Nur suchen! Und siehe, die Franzosen zeigen uns den rechten Weg; da giebt es doch etwas, was die Sache interessant machen kann — warum sollte es nicht jeden Tag passieren können? In Wien und Paris passiert es ja allem Anschein nach alle Tage, der Ehebruch! Gethan oder gedacht — gedacht und gethan, alle Welt, die schreibt, greift jubelnd nach ihm; ad naturam oder nicht, es ist ein neues, ein millionenfach variables Thema, das aus den abgedroschnen Jugendliebe-Geseleien heraushilft und dazu den ganz besondern Reiz einer ganz besonders verbotenen Frucht hat. Was kümmert es uns, daß wir doch faktisch ganz solide Philister sind, die gar nicht an so etwas denken? Stoff, Stoff ist die Hauptsache, und die Kunst steht über dem Leben! Also wird für das geduldige Schaf Publikum Ehebruch gedichtet. Die Sauce fehlte nur noch zum „naturalistischen“ Brei; so erst haben wir die vollendete Schweinerei. Und wo die eigne nicht ausreicht, langen wir sie uns aus den Litteraturen der Norweger und Russen und andrer wilden Völkerschaften. Gesegnete Mahlzeit!



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wohlthätigkeit als Sport. In der von den Grenzboten schon früher erwähnten Sammlung von Wiener Flugschriften, die unter dem Titel „Gegen den Strom“ erscheint, kam letztes Jahr u. a. auch ein Heft heraus: Moderne Wohlthäter. Wenn darin auch nur von Wiener Zuständen und Vorgängen die Rede ist, manches von dem, was dort gerügt wird, hat doch auch allgemeinere Geltung. Bloß die Formen ändern sich nach Land und Leuten, mit der Sache steht es hier wie dort. Thatsächlich nämlich erscheint es als eine Eigentümlichkeit unsrer Zeit, daß fast alles, was zum Wohle der Armen und Bedürftigen gethan wird, zugleich im Dienste der lieben Eitelkeit steht, ja häufig muß diese sogar als die eigentlich treibende Kraft angesehen werden. Ein gutes Teil der Schuld hiervon tragen allerdings die stoffhungrigen Zeitungen; aber viele, recht viele der modernen Wohlthäter wollen auch ihre Namen gedruckt sehen, wollen lesen, wie opferfreudig sie für die Nothleidenden und Bekümmerten arbeiten, sonst fällt für sie der ganze Reiz ihrer aufopfernden, sogenannten gemeinnützigen Thätigkeit weg.

Schon die heutige Art der Armenpflege leistet der Eitelkeit Vorschub, so große Vorzüge sie auch im übrigen hat. Es werden viele Pfleger gebraucht, und ein angenehmes Amt ist das nicht; da zieht man denn junge Männer, besonders gern Lehrer, dazu heran. Wer will sich darüber wundern, daß diese Vertrauensstellung in solchen Männern bald ein Gefühl ihrer Würde erzeugt, das nicht selten geradezu komisch wirkt? Es kitzelt sie, sich als Zustandsvormund für ihre Pflinglinge zu